

Lars H. Bucher

Fingerübung

Sie schlug immer und immer wieder mit dem massiven Deckel eines Schnellkochtopfes auf den am Boden liegenden Körper ein. Obwohl das tote Fleisch schon lange keine Gegenwehr mehr aufbringen konnte, da der Schädel durch die ungestüme Gewalt zu einer blutigen Masse ohne Kontur deformiert worden war, wollte sie nicht aufhören. Der süßliche Geruch von warmem Blut und das irritierend schwach gedämpft klingende, dumpfe Geräusch des in den Schädel eindringenden Metalls erregten sie ungemein. Die derartige Intensivität eines Gefühls hatte sie bislang nur mit hemmungslosem, in einem infernalischem Höhepunkt gipfelnden Sex assoziieren können, nicht jedoch mit der Praktizierung orgiastischer Gewalt. Sie fühlte sich großartig. Adrenalin pulste in mächtigen Stößen durch ihren vor Anstrengung und Ekstase zitternden Leib. Ihre Atmung war unregelmäßig und schwer, denn sie hieb nun seit mindestens drei Minuten mit roher Kraft auf das ein, was unmittelbar zuvor noch ein ungefähr sechsjähriges Mädchen gewesen war. Körperliche Anstrengung war ihr, seit sie denken konnte, immer ein Greuel gewesen. Ihrer Meinung nach war Sport die einzige Form von Ausdruck, die untalentierten und phantasielosen Menschen zustand, demnach also nichts für sie. Doch in dieser Situation, in diesem Moment, konnte sie Gefallen an zügelloser, destruktiver Energie finden, denn je härter sie auf das ehemalige, kleine Mädchen eindrosch, desto freier fühlte sie sich. Als sie bemerkte, daß sie ihren eigenen Körperschweiß riechen konnte, huschte ein kurzes Lächeln der Glückseligkeit über ihr verzerrtes Gesicht. Sie erinnerte an eine Wahnsinnige, so wie sie wie aus ferner räumlicher oder zeitlicher Distanz lächelnd und breitbeinig über dem leblosen Fleischklumpen stand. Offenbar war sie willens, solange darauf einzuschlagen, bis sie das hellklingende Geräusch des auf den Betonboden auftreffenden schweren Kochdeckels aus Stahl darauf aufmerksam machen würde, daß dieser Teil ihrer Vision vollbracht war. Allerdings war sie keineswegs verrückt. Es war vielmehr so, daß sie niemals zuvor in ihrem Leben ein derart intensives Glücksgefühl erlebt hatte und sie wollte jede Nuance davon genießen. Dieses an Gier erinnernde Streben nach vollkommenem Auskosten eines euphorisierenden Zustandes war nur allzu menschlich, wenngleich es auch das einzige blieb, was sie in jener Situation als Mensch erscheinen ließ. Während sie so von ihren eigenen, mächtigen Gefühlen hinweggetragen wurde, kam sie sich selbst vor wie ein Wesen aus der Großstadt, welches zum allerersten Male die reine, vitalisierende Luft der freien Natur unersättlich in seine Lungen sog. Es erschien ihr, als hätte sie ihr ganzes Leben nur von unechten, faden Emotionen gefristet, ohne wirkliche Höhepunkte oder Inspirationen. Genau jetzt aber war das Leben für sie wieder stark, erhebend und anregend. Sie war wie in einem Rausch... Der Tag hatte eigentlich nicht schlecht für Sabine Meier begonnen. Besser gesagt, er hatte begonnen wie jeder andere Tag. Sabine war durch das schrille Geräusch ihres altmodischen Weckers aus einem unruhigen, traumlosen Schlaf gerissen worden, hat-

te Verwünschungen ausstoßend diesen wieder abgestellt und wollte sich gerade wieder auf die Seite drehen, als ihr einfiel, daß sie heute ihr Leben ändern wollte. Zumindest hatte sie zum ersten Mal überhaupt darüber nachgedacht, ihrem Dasein eine Wende zu geben, warum also nicht schon jetzt damit beginnen? Ein an das Brüllen eines Löwen erinnerndes Gähnen durchbrach zum zweiten Mal die Stille ihres nach kaltem Rauch und schlafendem Menschen riechenden Zimmers. Sabine reckte und streckte sich, gähnte erneut, diesmal sogar noch länger und lauter als beim ersten Mal, und taste mit klammen Fingern im Halbdunkel des Raumes nach ihren Zigaretten. Sie wußte zwar, daß die Kippen irgendwo in erreichbarer Nähe ihrer Bettstatt sein mußten, hatte sie doch unmittelbar vor dem Einschlafen noch die obligatorische „Laßt- uns- diesen Scheißtag- beenden“- Zigarette geraucht, aber sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr entsinnen, wo sie die angebrochene Schachtel abgelegt hatte. Gerade als sie anfang, nervös zu werden, und mit dem Gedanken spielte, aufzustehen, um Licht zu machen, damit sie etwas würde sehen können, berührten die Fingerspitzen ihrer rechten Hand etwas, das sowohl von der Größe als auch der Konsistenz auf eine arg ramponierte Kippenschachtel schließen ließ. Hastig schloßen sich ihre Finger darum und Sabine entspannte sich merklich, als sie realisierte, daß es sich tatsächlich um die gesuchten Zigaretten handelte. Gemütlich fischte sie eine etwas verbogene Kippe aus der Packung, versuchte dann, indem sie einige Male mit leichtem Druck von Daumen und Zeigefinger über den Glimmstängel strich, diesen zu glätten, und holte schließlich noch ihr kleines, schwarzes Bic-Feuerzeug ebenfalls aus der Schachtel hervor. Routiniert steckte sie sich die Rothhändle ohne Filter in den Mund und zündete sie an. Gierig und tief inhalierte sie den beißenden, aber doch so guten Rauch, bellte ihren chronischen Raucherhusten durch den ruhigen Raum und fühlte sich jetzt endlich bereit für diesen neuen, besonderen Tag. Sabine schlug ihre Bettdecke zurück und richtete sich in eine sitzende Position auf. Unter dröhnendem Gähnen, das nahtlos in ein an einen Erstickenungsanfall erinnerndes Abhusten überging, rieb sie sich mit beiden Händen den Sand aus den Augen, haßte sich einmal mehr selbst für ihre mangelnde Selbstdisziplin, die es ihr unmöglich machte, mit dem Rauchen aufzuhören und blickte sich langsam in ihrem Zimmer um... Dieser Ort schien perfekt. Genau so hatte sie es sich vorgestellt. Viele Neonröhren, ein Labyrinth von Regalen, Myriaden von Waren, praktisch keine Fenster und, was das wichtigste war, eine fröhlich wuselnde, unüberschaubare Schar von Menschen. Diese gigantischen Kaufhäuser waren für Sabine ein Mikrokosmos der idealen Gesellschaft. Sie war immer fröhlich gewesen, wenn sie sich dort aufhielt. Die Atmosphäre dieser Gebäude sog einen jeden gänzlich auf. Hier konnte man den warmen Puls des Lebens wie an keinem anderen Ort spüren. In ihren Mußestunden hatte es Sabine mit erschreckender Regelmäßigkeit zu einem ganz bestimmten Einkaufscentrum vor den Toren der Stadt getrieben. Ironischerweise benutzte man in der Werbebranche jedoch nicht Wörter wie „Stadtrand“, „Außenbezirke“ oder ähnliches, sondern sprach von der „grünen Wiese“, wenn man die Standorte dieser Kumulation von kapitalistischen Kaufrauschparadiesen für das niedere Volk bezeichnen wollte. Sabine bevorzugte es, mit dem öffentlichen Personennahverkehr zur „grünen Wiese“ zu gelangen, wengleich sie sich jedesmal, wenn

sie aus dem Fenster des Omnibusses sah, resigniert fragte, wie stumpf ihre Zeitgenossen überhaupt sein konnten. Wie konnte es angehen, daß niemand Anstoß nahm an dem Euphemismus der „grünen Wiese“, wenn das einzig grüne inmitten dieses endlos erscheinenden Betontundra-Parkplatzes eine hilflos herausragende Fahne oder eine einsam dastehende Reklametafel waren. Der Anblick der die Licht und Wärme ausstrahlenden Konsumtempel umgebenden Landschaft war wahrlich wenig erbaulich, stand sie doch in ihrer Trostlosigkeit und Weite im krassen Gegensatz zu der vitalen, quirligen Enge und Farbenpracht des Einkaufszentrums. Natürlich bewegte sich auch auf dem Parkplatz etwas, jedoch waren dies leblose Metall- und Plastikverbindungen, die von gehetzt und genervt dreinschauenden Menschen schnellstmöglich abgestellt werden wollten, auf daß sie sich dem eigentlichen Grund ihres Hierseins widmen konnten. Dieser Grund war für die meisten Menschen, die in den Megaeinkaufshäusern mit verschlossenem Gesichtsausdruck und offensichtlich ohne Freude zu beobachten waren, ein anderer als für Sabine. Sabine genoß die Atmosphäre des postmodernen Bazars, sie sog sie regelrecht in sich auf, wohingegen der gewöhnliche Einkaufswillige, oder, besser gesagt, Einkaufsgenötigte, nicht hierhergekommen war, um seine Mußstunden mit einem angenehmen Inhalt zu versehen, sondern sich so schnell und so billig wie möglich mit den zum Leben notwendigen Dingen auszustatten. Das Leben in der Moderne oktroyierte einem jeden Individuum von Kindesbeinen an diesen Lebensstil der Geschwindigkeit und Zeitersparnis auf. Der Fortschritt des zwanzigsten Jahrhunderts hatte nicht den von Bertrand Russell noch zu Mitte des Jahrhunderts erwarteten Überschuß an Freizeit für jeden einzelnen in den Industrienationen gebracht, sondern vielmehr die „wohlhabenden“ Bewohner der Ersten Welt in eine freigewählte, und deswegen umso perversere, Form der Sklaverei getrieben: die Sklaverei der Technologie. Das ganze Leben wurde geregelt von Technik. Mit dem bewußt penetrierenden Geräusch eines Weckers sollte man, womöglich sogar noch gut gelaunt, in den Tag starten. Die Eieruhr garantierte eine fast konstante Konsistenz des Vier-Minuten-Frühstückseies, die Nachrichten zur vollen und zur halben Stunde erinnerten einen immer wieder sogar auf audielle bzw visuelle Art und Weise daran, daß die Zeit zwischen zwei Terminen verstrich, Computer erleichterten das Leben (vor allem denjenigen, die andere Menschen hauptberuflich auf gemachte Fehler kontrollierten und zur Rechenschaft zogen - welche Möglichkeiten hätten sich der Gestapo mit Computern aufgetan!!!), Telephonapparate in praktisch jedem Gebäude ermöglichten zwar auf der einen Seite die Kommunikation mit anderen, ohne sie selbst sehen zu müssen, auf der anderen stellte ein Telephon immer einen potentiellen Störfaktor des persönlichen Friedens dar, da Anrufe immer zu den denkbar ungünstigsten Zeitpunkten auf das gequälte Individuum einprasselten, ja, seit geraumer Zeit war es sogar möglich, mit der Armbanduhr Nachrichten von anderen entgegenzunehmen. Diese Liste der technischen Errungenschaften, die ein angeblich bequemeres Leben hätten schaffen können, ließe sich wahrscheinlich endlos fortsetzen, da sie selbst in die kleinsten Bereiche des Lebens hereinspielten, man denke nur an Toiletten mit Wasserspülung, Mikrowellengeräte mit dazugehörigen Nahrungsmittelimitaten, Elektro- , wenn nicht gar Fußbodenheizung, Tauchsieder, Wasserkocher, und-

soweiter undsoweiter. Wenn man sich dann außerdem noch den Fortschritt auf dem Gebiet des Schwermaschinenbaus vor Augen hielte, dann müßte man konsequenterweise gänzlich ins Staunen geraten über das verquere Denken der industrialisierten Welt, die, erzogen zu dem Glauben an einseitige Superlative, imaginäre Scheuklappen angelegt zu haben schien und, weder links noch rechts schauend, ungestüm in die Richtung preschte, die man für vorne hält, ohne das bereits Erreichte würdigen zu können und das Leben so zu schätzen, wie es unter solchen Voraussetzungen angemessen wäre. Wozu „dienen“ uns solch phantastische Werkzeuge wie Automobile, Hebebühnen, Presslufthammer, Bohrmaschinen, Fahrstühle, Kräne, Waschmaschinen, Geschirrspülmaschinen, Bügeleisen, Staubsauger, Nähmaschinen, Rührstäbe und ähnliche Dinge, die es einem einzigen Menschen ermöglichen, die Arbeit einer ganzen Arbeitskolonne in einem Bruchteil der Zeit zu erledigen, wenn wir das Geleistete gar nicht realisieren, sondern uns weiterhin an einen Arbeitsrhythmus halten, der notwendig war, weil unsere Vorfahren am Existenzminimum lebten und sie zwischen zehn und vierzehn Stunden am Tag arbeiten mußten, um zu überleben? Wer dient wem? Die Geräte uns, zur Verbesserung unserer Lebensqualität, oder wir den Maschinen, und damit der diese herstellenden Industrie, die, neben der ebenso komplexen wie korrupten Institution Staat, ein wirkliches Interesse daran hat, daß das Leben der Menschen so und nicht anders abläuft? Ludmilla Wagner war gereizt, denn der von ihr einst geliebte Ehemann und Vater ihrer drei Kinder, Werner, ließ sich immer tiefer in einen Sumpf von Müßiggang und Alkohol ziehen. Sie glaubte, wenn sie ihn schon nicht mehr lieben konnte, ihn doch wenigstens nicht zu hassen, was ihr immer schwerer fiel, da Werner, seitdem er seinen Beruf als Lehrer aufgeben hatte, sich nur noch in Selbstmitleid zerging. Früher, als sie ihn vor nunmehr zwölf Jahren kennengelernt hatte, war er ganz anders gewesen. In diesen anderen Werner hatte sie sich als achtzehnjährige Unschuld vom Lande verliebt, sie hatte ihn regelrecht vergöttert. Aus heutiger Sicht hielt sie es für den größten Fehler ihres Lebens, doch wer hätte damals ahnen können, welches pervernes Schicksal ihnen zgedacht war. Eigentlich konnte sie Werner noch nicht einmal wirklich böse sein, denn der Grund für sein freiwilliges Ausscheiden aus der Beamtenlaufbahn war durch das schreckliche Unglück, welches Werner so aus der Bahn werfen sollte, nur zu verständlich.